

Vom Nutzen und Nachteil interdisziplinärer Forschung und Lehre

Wilhelm Vossenkuhl

1 Erneuerung und Sicherung, ein Dilemma

Wissenschaft ist ein Prozeß, der gewöhnlich von gegenläufigen, sich wechselseitig behindernden Zielen bestimmt wird. Zwei ihrer Ziele sind einander besonders entgegengesetzt, obwohl sie eigentlich keinen logischen Widerspruch bilden. Das eine Ziel ist die Sicherung und Verbreitung des Wissens, das andere seine Erneuerung und Vertiefung. Es ist logisch durchaus möglich und außerdem auch üblich, das eine mit dem anderen zu verbinden. Jedenfalls muß erfolgreiche Forschung beides tun, am besten indem sie erst neues Wissen gewinnt und das Gewonnene dann sichert und bestätigt. Wir stellen uns methodisch deswegen die Wissensentwicklung so vor, als würden erst Hypothesen oder Vermutungen aufgestellt, die dann getestet und am Ende schließlich bestätigt oder verworfen werden.

In diesem Modell, das von Karl Popper¹ in den frühen 60er Jahren beschrieben wurde, gehen wir davon aus, daß sich die Erneuerung und Sicherung des Wissens nacheinander durchführen und auf diese Weise problemlos miteinander verbinden lassen. Dieses Modell von Vermutung und Widerlegung wird unseren naiven Vorstellungen des Forschungsprozesses durchaus gerecht. Es ist aber voller theoretischer und praktischer Probleme. Sie werden sichtbar, wenn wir verstehen wollen, wie sich überhaupt neues Wissen bilden kann. Klar ist, daß sich neues Wissen nicht deduktiv ergibt; denn im Modell der Deduktion setzen wir in der ersten und zweiten Prämisse bereits alles für den Prozeß der Wissensbildung nötige Wissen voraus. Die Deduktion, die schon dem aristotelischen Modell des Syllogismus zugrundelag, eignet sich nicht für die Erneuerung und Erweiterung des Wissens. Dafür ist die Induktion besser geeignet. Leider ist die Induktion aber von Problemen belastet. Das erste Problem ist das des Anfangs. Wie fangen wir es an, zu neuen kognitiven Ufern aufzubrechen und eine wissenschaftliche Entdeckung zu machen? Wir benötigen ein Ziel; die Frage ist, wie es gefunden und verfolgt

¹ Karl Popper, *Conjectures and Refutations*, 1963

wird. Selbst mit der besten Heuristik können wir nicht sicher sein, ob wir auf dem richtigen Weg sind. Methodisch landen wir rasch im irrationalen Herumspielen, weil wir keine zuverlässige Orientierung zur Verfügung haben. Prognosen über die Erfolgsaussichten wären waghalsig.

Popper hielt sich an das Modell der Deduktion. Es hat allerdings den Nachteil, daß es allein für Widerlegungen, nicht aber für neue Entdeckungen geeignet ist. Die einzige Prognose, die es erlaubt, ist diejenige der Falsifikation. Ein beliebiges Gesetz, das die Form eines Konditionals ($p \rightarrow q$) hat, können wir widerlegen, wenn wir von $\neg q$ ausgehen können. Dann haben wir der Form nach ein deduktives Verfahren, der Wirkung nach ein induktives, aber eben nur im negativen Sinn:

$p \rightarrow q$

$\neg q$

$\neg p$

Schon die Schüler Poppers, insbesondere Imre Lakatos, haben gesehen, daß dieses an der Deduktion orientierte Modell dem wissenschaftlichen Fortschritt nicht gerecht werden kann und außerdem zu einem epistemischen Skeptizismus führt. Lakatos meinte, Popper habe die Bedeutung der Suche nach Wahrheit, vor allem das Modell der Suche nach Übereinstimmung von Theorie und Erfahrung, das durch den polnischen Logiker Tarski erneuert wurde, nicht genügend ernst genommen.¹

Wir können davon ausgehen, daß das Modell von Vermutung und Widerlegung den Prozeß der Wissensgewinnung, wenn überhaupt, dann nur negativ beschreibt. Wir verstehen mit diesem Modell das, was uns am meisten interessiert, gerade nicht, wie nämlich die Ziele der Erneuerung und Sicherung oder Bestätigung des Wissens theoretisch und praktisch miteinander zusammenhängen. Thomas Kuhn hat versucht, dieses Manko wettzumachen, indem er die wissenschaftlichen Revolutionen als sozialen Prozeß beschrieb.² Sein Modell leuchtet ein, wenn wir verstehen wollen, wie sich neue Hypothesen und Theorien praktisch gegen etablierte durchsetzen können. Wir verstehen in der Retrospektive, wie der Prozeß der Wissensgewinnung als Prozeß der Ablösung von Schulen und Weltbildern aussieht. Wir verstehen aber immer noch nicht, wie die Erneuerung und die Sicherung des Wissens praktisch und theoretisch miteinander zusammenhängen.

¹ Imre Lakatos, *The Methodology of Scientific Research Programmes*, Philosophical Papers, vol. 1, Cambridge 1978, 159 ff.

² Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1973

Offensichtlich haben wir es mit einem Problem zu tun, das sich theoretisch nicht auflösen läßt. Was ist das Problem? Es ist nicht eines, sondern es sind zwei. Das erste Problem ist, daß wir den Zusammenhang zwischen der Erneuerung und der Sicherung des Wissens theoretisch nicht durchschauen. Das zweite Problem ist, daß wir ohne ein tiefes Verständnis des Zusammenhangs zwischen Erneuerung und Sicherung die Zukunft nicht planen können. Prognosen über den Forschungsprozeß wären nur möglich, wenn wir wüßten, wie wir wissenschaftliche Entdeckungen machen können. Wir wüßten, wie dies geht, wenn uns der Zusammenhang zwischen Erneuerung und Sicherung, zwischen neuen Fragen, möglichen Lösungen und der Sicherung des Wissens transparent wäre. Da wir diesen rätselhaften Zusammenhang nicht durchschauen, können wir die beiden Ziele der Erneuerung und der Sicherung des Wissens auch nicht praktisch miteinander versöhnen. Das eben beschriebene Unwissen wirkt sich vor allem institutionell, in den Institutionen der Forschung als Hindernis für die wissenschaftliche Weiterentwicklung aus. Sicherung und Erneuerung konterkarieren sich. Die Energien, die für die beiden konträren Ziele aufgebracht werden, heben sich im Extremfall wechselseitig auf. Die Folge sind im äußersten Fall wissenschaftlicher Leerlauf, im Normalfall ein zu hoher Energieaufwand entweder für die Sicherung oder für die Erneuerung des Wissens. Die Ergebnisse werden gemessen am Aufwand immer kleiner.

Die institutionellen Gestalten der Verbreitung und Sicherung des Wissens sind die wissenschaftlichen Disziplinen oder Fächer. Für ihre Existenz gibt es neben der historischen Tradition keine anderen Gründe als die eben beschriebenen. Wissenschaftliche Entdeckungen werden nicht von Disziplinen, sondern von Individuen oder Gruppen gemacht, die sich nicht um die Grenzen von Fächern kümmern. Im Gegenteil, die großen wissenschaftlichen Entdeckungen haben Disziplinen geboren, aber nicht umgekehrt. Newton war kein Physiker, Einstein kein Kosmologe. Die Max-Planck-Gesellschaft hat die kausale Asymmetrie, daß die Entdecker und großen Geister der Grund für Institute sind und nicht umgekehrt, ursprünglich beherzigt. Inzwischen stehen aber Probleme am Anfang der Gründung von Max-Planck-Instituten. Es werden die besten Leute für die Lösung der Probleme gesucht, die international als vorrangig angesehen werden. Dies zeigt, daß sich Erneuerung und Sicherung des Wissens nicht mehr nur konterkarieren, sondern nähergekommen sind. Dies gilt vor allem und ausschließlich für Institutionen, in denen es keine Grenzen zwischen Disziplinen mehr gibt. Medizin, Biologie, Physik und Chemie bilden in der Genetik eine Einheit, die für viele wissenschaftliche Entdeckungen eine solide Basis bildet. In solchen Fällen werden die Ziele der Erneuerung und der Sicherung des Wissens beispielhaft miteinander verbunden. Es wäre absurd, für solche Verbindungen von Forschungskompetenzen die Forderung nach Interdisziplinarität zu erheben. Die

Grenzen der Fächer wurden hier längst gesprengt, und zwar vom Prozeß der Forschung und nicht von wissenschaftlicher Planung.

2 Vom Nutzen und Nachteil der Historie

Der Titel meiner Überlegungen ist dem Ton nach, wie Sie bemerkten, Nietzsches *Unzeitgemäßen Betrachtungen* entliehen. Eine Textstelle schien mir besonders geeignet als Leitmotiv dessen, was ich sagen will: "Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten: nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangenen wissens- und bewahrenswürdig und groß ist. Gleiches durch Gleiches!"¹ Diese Passage sagt im wörtlichen Sinn nichts über die Zukunft und schon gar nichts über den wissenschaftlichen Fortschritt. Was Nietzsche über die "kritische Geschichte" sagt, gilt aber für jeden vernünftigen Umgang mit Wissen, auch für denjenigen, welcher der Zukunft zugewandt ist. Nietzsche behauptet, unsere Einsicht in den kognitiven Wert des Vergangenen bemesse sich nach den kognitiven Kräften, die wir jetzt, in unserer eigenen Gegenwart, haben. Was er sagen will ist, Kleingeister können nichts wirklich Großes erkennen. Wir müssen in Nietzsches Sinn der Vergangenheit gewachsen sein, um ihren wahren Wert zu erkennen.

Wir können diesen Gedanken nahtlos fortsetzen, wir müssen auch der Zukunft gewachsen sein, um ihr den höchstmöglichen Wert zu geben. Für die Geschichte benötigen wir dieselbe "höchste Kraft der Gegenwart" wie für die Zukunft. Mir geht es nicht darum, das Vergangene des Wissenschaftsbetriebs, die wissenschaftlichen Disziplinen und ihre Grenzen pauschal in Frage zu stellen. Nach Nietzsches Modell sollten wir aber "aus der höchsten Kraft der Gegenwart" die Disziplinen und ihren Wert beurteilen. Die wissenschaftlichen Disziplinen haben enorm viel für die Sicherung und Verbreitung des Wissens geleistet, und zwar über die Lehre an den Hochschulen und den Diskurs der Wissenschaftler. Die höchste Kraft der Gewinnung von Wissen zeigte sich aber in der Entstehung, nicht in der Erhaltung der Disziplinen.

Setzen wir diese Einsicht um auf die Zukunft, dann sollten die Grenzen der Disziplinen zweitrangig sein. Denn die Erhaltung der wissenschaftlichen Disziplinen benötigt keine ähnlich große Kraft wie die Gründung neuer. Das Äquivalent der höchsten Kräfte, das Nietzsche anmahnt, spricht also gegen den Erhalt und für die Neugründung von Disziplinen. Natürlich gilt dieses Äquivalent nur, wenn es tatsächlich höchste Kräfte gibt. Der Wert interdisziplinärer Forschung ist dann am größten, wenn dabei die alten Disziplinen aufgehoben und neue begründet werden. Nur dann mündet die Erneuerung

¹ Friedrich Nietzsche „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“, in: Kritische Studienausgabe, hrsg. v. G. Colli, M. Montinari, Bd. 1, Berlin 2. Aufl., 1988, 293/94

des Wissens in eine Form der Sicherung und Verbreitung, die dem neuen Wissen gemäß ist. Wenn die Forderung nach Interdisziplinarität aber so erhoben wird, daß gleichzeitig die alten Grenzen zwischen den Disziplinen bestehen bleiben, tritt das ein, was ich oben als wissenschaftlichen Leerlauf beschrieben habe. Der Aufwand an Energie rechtfertigt in jedem Fall nicht die erzielten Ergebnisse.

Leider wird die Forderung nach Interdisziplinarität in einer halbherzigen Art erhoben, welche die bestehenden Disziplinen mit ihren institutionell gesicherten Kompetenzgrenzen nicht wirklich tangiert. Im Sinne Nietzsches sollte man diese Art Interdisziplinarität antiquarisch nennen. Es wird etwas bewahrt, dessen Bedeutung heute - etwas salopp gesagt - nur noch im Rückspiegel erkennbar ist. Eine Disziplin sollte es nur so lange geben, so lange sie nicht nur Wissen sichert und verbreitet, sondern auch erneuert und erweitert.

3 Vernunft und Identität in der Geschichte

Diese Einsicht kann nicht in jedem Fall auf Beifall hoffen. Es gibt eben nicht nur Naturwissenschaften. Sollen Disziplinen wie die alten Sprachen nicht mehr existieren, wenn sie ihr Wissen nicht mehr erneuern und erweitern können? Werden mit solchen Forderungen nicht ganze Zweige der Geisteswissenschaften in Frage gestellt? Schließlich kann nicht jedes geistes- oder kulturwissenschaftliche Fach so wie z.B. die Archäologie mit naturwissenschaftlichen Disziplinen erfolgreiche Verbindungen eingehen.

Es gäbe in der Tat ein Problem für die Geistes- und Kulturwissenschaften, wenn ihr Wissensfortschritt dieselbe Struktur hätte wie derjenige der Naturwissenschaften. Zweierlei ist hier zu beachten. Geisteswissenschaftliches Wissen entwickelt sich, erstens, nicht nach dem oben beschriebenen Muster. Es gibt zwar Vermutung und Widerlegung, aber keine Entdeckungen à la Newton und Einstein, aus denen sich ein neues Wissen der Gesamtwirklichkeit, neue Disziplinen und Methoden entwickeln. Zweitens ist das Wissen in den Geisteswissenschaften von anderer Art. Es entfaltet seine Wirkungen primär im Denken derer, die sich mit diesen Wissenschaften beschäftigen, und trägt wesentlich zu deren Selbstwissen und Selbstidentifikation bei. Geisteswissenschaftliches Wissen ist arm an unmittelbaren Handlungsfolgen, hat aber eine große Identifikationskraft. Diese Kraft ist nicht nur auf das eigene Selbst, die Identität derer gerichtet, die diese Wissenschaften treiben. Sie trägt dazu bei, die Identität der Menschen in einer Epoche zu bestimmen. Entsprechend gibt es auch keine geisteswissenschaftlichen Weltbilder, sondern Selbstbilder. Sie finden Ausdruck in philosophischen Theorien, in Theorien des Romans, in Romanen selbst, in historischen Untersuchungen,

sozialwissenschaftlichen Theorien etc. Natürlich können auch Selbstbilder zu Weltbildern akkumulieren. Wir nennen sie Weltanschauungen und Ideologien.

Es wäre falsch zu behaupten, es habe nie den Versuch geisteswissenschaftlicher Weltbilder gegeben. Hegel hat über die Vernunft in der Geschichte nachgedacht und den Wissensfortschritt in den Stadien der Geschichte am Ziel des "absoluten Wissens" gemessen. Dieses Ziel war schon zu seiner Zeit nur eine Metapher. Denn das "absolute Wissen" bezeichnet nicht die größtmögliche Menge des Wissens, sondern eine ideale Qualität. Heute könnte man diese Qualität als größtmögliche Vertiefung des Wissens bezeichnen, als Versuch, das transparent zu machen, was "Wissen" eigentlich bedeutet. "Wissen" bedeutet - wie wir seit einiger Zeit wissen - nicht immer etwas Gutes. Es kann irrational sein und mißbraucht werden. Die schärfsten Kritikern des Wissenschaftsprozesses meinen sogar, daß die Steigerung des Wissens das Leben auf unserem Planeten gefährde. Der nukleare Winter ist immerhin denkbar und erschien lange als reale Bedrohung.

Mir geht es nun nicht um die Gefahren, die durch Wissen entstehen. Daß mit zunehmendem Wissen auch die Gefährdung des Menschen durch den Menschen wächst, ist nicht neu. Lange vor dem ersten Mord, der mit einem Bügeleisen verübt wurde, gab es dieses Wissen schon. Es geht mir um die Rolle der Geistes- und Kulturwissenschaften und deren Verantwortung für das, was "Wissen" überhaupt bedeutet. Sie steigern zwar auch quantitativ Wissen, können aber anders als die Naturwissenschaften über die Bedeutungen von "Wissen" aus ganz unterschiedlichen Perspektiven nachdenken, quasi von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Zeitgeschichte, kulturell, sozial, politisch. Damit haben wir zwei zentrale und unverzichtbare Aufgaben geisteswissenschaftlichen Wissens: die Selbstidentifikation der Menschen einer Kultur und Epoche und die Kritik und Bestimmung dessen, was "Wissen" für uns Menschen in unserer Zeit bedeutet. Dies sind zwei humane Aufgaben, die sich beide auf uns selbst und unsere Lebensformen richten. Der humane Wert des Wissens - auch des naturwissenschaftlichen - und das kulturell bestimmte Selbstwissen, das die eigene Identifikation mit der Zeit und Gesellschaft, in der wir leben, ermöglicht - dies sind die kognitiven Aufgaben der Kultur- und Geisteswissenschaften. Es sind gleichzeitig Aufgaben mit großer sozialer und politischer Bedeutung. Und es sind Aufgaben, die nur erfüllt werden können, wenn das kulturwissenschaftliche Wissen erweitert und erneuert wird. Eine lediglich antiquarische, nach rückwärts gewandte Haltung des bloßen Erhaltens und Bewahrens kann die von mir beschriebenen humanen Aufgaben der Geistes- und Kulturwissenschaften nicht erfüllen. Es sollte auch für diese Wissenschaften gelten, daß ihre Disziplinen danach beurteilt werden, was sie zu Identität der Menschen in einer

Kultur und zur kritischen Bestimmung des humanen Werts des Wissens beitragen.

Diese Beschreibung der zentralen Aufgaben der geisteswissenschaftlichen Disziplinen beantwortet die Frage nach dem Nutzen der Interdisziplinarität bereits von allein. Keine Disziplin kann jene humanen Aufgaben allein erfüllen. Selbstwissen und Humanität des Wissens sind Resultat vielfältiger wissenschaftlicher Anstrengungen. Die alten Sprachen spielen dabei ebenso eine integrale Rolle wie die Philosophie und die Philologien, die Geschichts- und die Sozialwissenschaften. Das Traurige ist, daß diese kooperative, interdisziplinäre Aufgabe heute schlechter erfüllt wird als vor einem halben Jahrhundert. Diejenigen Wissenschaften, die eigentlich nur in ihrer Summe und Ganzheit ihre wichtigsten kognitiven Aufgaben wahrnehmen können, erleben seit den frühen 70er Jahren in unserem Land einen atemverschlagenden Zerfallsprozeß. Wie die Galaxien unseres Kosmos streben die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften immer mehr auseinander, verstehen sich immer weniger und definieren sich immer stärker gegeneinander. Die Gründe für diese zentrifugalen Bewegungen sind vielfältig und nicht alle ehrenwert. Der naturwissenschaftliche Gestus aus dem Vorurteil, daß der kognitive Wert des Wissens den methodischen Ansprüchen der Physik genügen sollte, ist in diesem Jahrhundert sicher eine der Ursachen des Zerfalls. Eine andere dürfte der Mangel an institutioneller Vernetzung der Disziplinen sein. Dem Zerfall der Einheit geisteswissenschaftlicher Disziplinen half die meist widersinnige Zerstückelung der Fächer in Fakultäten. Die kleinen Fächer, die vielfältigen Disziplinen und Disziplinchen konnten sich nicht mehr aneinander reiben. Der institutionell gesicherte und konstruktive Streit der Methoden mußte bei Habilitationen und Berufungen nicht mehr ausgetragen werden. Es entstanden immer mehr "Theorien", die eigentlich nur "-ismen" sind und primär der Unterscheidung von anderen "ismen", aber selten der Identifikation von Methoden und Problemen dienen. Zunehmende Spezialisierung, Zerfall der Kompetenzbereiche, methodischer Solipsismus sind das Ergebnis. Der Mangel an Kommunikation wurde immer wieder beklagt. Es gab auch Gegenbewegungen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft richtete geisteswissenschaftliche Kollegs ein. Es gibt da und dort Forschergruppen in den Geisteswissenschaften. Insgesamt ist der Zerfall der Geisteswissenschaften in immer kleinere Disziplinen aber eine Tatsache und ein Prozeß, der zu- und nicht abnimmt. Die beständige beschwörende Wiederholung des Appells nach interdisziplinärer Zusammenarbeit ändert daran nichts.

4 Schwächen und Stärken

Wir dürfen die Augen nicht davor verschließen, daß dieser beklagenswerte Zerfall in der Berufungspraxis eine ihrer Ursachen hat. Jeder Versuch, eine

interdisziplinär angelegte Veränderung von Schwerpunkten bei der Wiederbesetzung einer Professur zu erreichen, trifft in der Regel bei den scheidenden Kollegen auf vehementen Widerstand; so als würde ihr Lebenswerk mit einer anders orientierten Besetzung im nachhinein zerstört. Man könnte meinen, das christliche Abendland oder eine altehrwürdige Kultur sei in Gefahr, wenn die Ausrichtung einer Professur verändert wird. Diese Praxis zeigt, wie begrenzt die fachinternen Kräfte für einen neuen Dialog der Disziplinen in die Geistes- und Kulturwissenschaften sind. Es nützt aber auch nichts, diese ernüchternde Bilanz zum Anlaß zu nehmen, Interdisziplinarität von außen oder von oben zur Auflage zu machen.

Es gibt zwei Möglichkeiten, den interdisziplinär ausgerichteten Kräften der Selbstbestimmung und Selbsterneuerung zu helfen. Es sollten, so wie Jürgen Mittelstraß dies eben für die Universität Konstanz vorgeschlagen hat¹, die verwandten Fakultäten in wenigen großen Organisationseinheiten - z.B. Sektionen - zusammengefaßt werden. Damit werden zumindest die äußeren Bedingungen einer inter- und transdisziplinären Auseinandersetzung und Kooperation geschaffen. Zum zweiten sollten die Leitungsorgane der Universitäten bei Berufungsverfahren - nicht nur in den Geistes- und Kulturwissenschaften - interdisziplinäre Besetzungen honorieren. Der Anstoß dazu sollte aus den Fächern selbst kommen, weil in sozialen Einheiten mit überdurchschnittlich intelligenten Menschen nur Selbstbestimmung zum Erfolg führen kann. Ein äußerer Anreiz dazu kann aber nicht schaden.

Am Anfang wies ich darauf hin, daß wir den Prozeß der Erneuerung und der Sicherung des Wissens theoretisch nicht durchschauen. Er wird theoretisch und praktisch von heterogenen, häufig gegenläufigen, einander behindernden Kräften bestimmt. Es ist nicht überraschend, daß sich diese Kräfte und ihr unterschiedliches Schicksal auf die institutionelle Entwicklung der Disziplinen an den Hochschulen niederschlagen. Lediglich die Naturwissenschaften verfügen mit den Schwerpunkten "Leben", "Gesundheit und Ernährung", "Energie und Umwelt" über interdisziplinäre Orientierungen, aus denen neues Wissen und neue Disziplinen entstehen können. Die Geistes- und Kulturwissenschaften partizipieren an einem Teil dieser Schwerpunkte, etwa in der Ethik, die sich immer intensiver mit Problemen der Biowissenschaften beschäftigt. Eigene Schwerpunkte mit einem vergleichbar extrovertierten Charakter sind den Geistes- und Kulturwissenschaften fremd. Ihre Aufgabenstellung steht dem entgegen. Man kann die Bioethik als Versuch ansehen, den humanen Wert des Wissens in den Biowissenschaften kritisch zu bestimmen. Ein Wissenszuwachs durch ethische Kritik ist in diesen Gebieten aber nicht zu erwarten, eher das Gegenteil. Auch die geistige und kulturelle Selbstidentifikation der Menschen läßt sich nicht als Ergebnis geistes- und

¹ Strukturkommission Universität Konstanz, Modell Konstanz. Empfehlungen zur strukturellen Weiterentwicklung der Universität, Universitätsverlag Konstanz (UVK) 1998

kulturwissenschaftlicher Arbeit messen. Diese Leistung wirkt zuallererst im universitären Bildungsprozeß, in der Lehre an den Hochschulen und bestimmt eher unmerklich das kulturelle und soziale Leben. Die Geisteswissenschaften müssen sich der Konkurrenz des Zeitgeistes erwehren, dessen ökonomische Kraft in den Auslagen der Buchläden evident ist.

Selbst Nietzsche ist ein Autor des Zeitgeistes mit hohen Auflagen geworden. Er würde wohl selbst nicht glauben, daß er dazu "aus der höchsten Kraft der Gegenwart" erkoren wurde, sondern aus antiquarischen, also aus schwachen Gründen. "Gleiches durch Gleiches" ist auf höchstem Niveau ein schwerer Imperativ und einer, der auf allen anderen Niveaus mit einer Tendenz nach unten verwirklicht wird. Die Peer-reviews, die Nietzsches Imperativ dem Geist nach entsprechen können, schützen vor dieser Tendenz nicht. Immerhin sind mit den Gutachten und Bewertungen unter Gleichen die Verantwortungen klar. Lediglich die Qualität derer, die Verantwortung tragen, ist dann noch offen, also letztlich alles. Das Modell der Evaluierung kann nur so gut sein wie diejenigen, die die Qualität von Leistungen in Forschung und Lehre beurteilen; aber dies nur nebenbei.

Warum habe ich so allgemeine, ins Grundsätzliche gehende Überlegungen angestellt? Der Grund ist die Gedankenlosigkeit, die häufig hohle Abstraktheit und Oberflächlichkeit, in der vielfach von "Interdisziplinarität" die Rede ist. Wir müssen erst verstehen, wie in den verschiedenen Wissensbereichen neues Wissen entstehen kann, um vernünftig über dieses Thema zu sprechen und die Forderung nach interdisziplinärer Zusammenarbeit sinnvoll zu erheben. Erst wenn wir uns über die Voraussetzungen der Bildung neuen Wissens im klaren sind und dabei auch die Hindernisse erkennen, die sich diesem Prozeß entgegenstellen, können wir den Nutzen der Zusammenarbeit unterschiedlicher Disziplinen beurteilen. Interdisziplinarität sollte vor allem in den Naturwissenschaften die Möglichkeit einschließen, daß sich neue Disziplinen bilden. In den Geisteswissenschaften sollte es bei interdisziplinärer Arbeit darum gehen, den humanen Wert des Wissens jeweils neu zu bestimmen, immer aber auch darum, einen Beitrag zur Einheit und Identität einer Kultur zu leisten.

Erst wenn diese Ziele erreicht sind, ist die Sicherung und Verbreitung des neuen Wissens in der Lehre sinnvoll. Sie ergibt sich dann aber, wie das aktuelle Beispiel der Bioethik zeigt, fast von selbst; weil es gar keinen Sinn mehr hat - um im Beispiel zu bleiben - in den Grenzen einer der beteiligten Disziplinen zu verharren. Philosophische Einsichten zur Bioethik sind allein für sich ebenso unergiebig wie eine Beschränkung auf medizinische oder biologische Aspekte dieses großen Problemfeldes. Wenn sich die Grenzen von Disziplinen relativ zu Problemen und Erkenntnisformen erst einmal als unsinnig erwiesen haben, benötigen wir auch keine Appelle zur Interdisziplina-

rität mehr. Dann können wir diese unschöne Wort zumindest mittelfristig wieder vergessen und das tun, was der Erweiterung und Vertiefung menschlichen Wissens tatsächlich dient.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl
Ludwig-Maximilians-Universität
Fakultät für Philosophie, Logik
und Wissenschaftstheorie
Geschwister-Scholl-Platz 1

80539 München